



# Feierabend



## Honigmond.

Diese Geschichte ist dem aufregenden Buche „Peruanische Erzählungen“ von Ventura Garcia Calderon, erschienen bei Gustav Stepenhauer, Potsdam, entnommen.

Kann man Flüsse bequemer, behutsamer überschreiten als mit dem Huaro meines Landes?

Er duldet keine Hast, verlangt, daß man das Herz auf dem rechten Fleck hat und im richtigen Moment die Augen vor der großen Tiefe schließt. Ihr steht auf einer Art Gondel, wo gerade Platz ist für zwei eng umschlungene Menschen, die sich aber mit der einen Hand an den Stangen festhalten müssen, denn der Huaro dreht sich wie eine Wetterfahne im Winde. Dieses merkwürdige Transportmittel gleitet an einem Stahlseil entlang, das zwischen zwei Pfosten den Fluß überspannt, und wird vermöge einer klug ausgedachten Rollenkombination von einem Paar Ochsen an das entgegengesetzte Ufer gezogen. Hierbei gibt es einen kritischen Moment, wenn nämlich der Bogen des Seils sich so tief auf das tosende Wasser herabsenkt, daß der Gesicht der an die Klippen brandenden Strömung Gondel und Menschen in weiße Sprühwolken hüllt. Mit zwanzig Jahren findet man das aufregend schön.

Dem Ingenieur der Hacienda, der über die Zwanziger weit hinaus war, lag nichts an diesem Vergnügen, trotzdem er selbst den Huaro konstruiert hatte, einen sehr vervollkommenen Huaro mit eisernen Türmen an Stelle der beiden Pfosten und einem elektrischen Motor, um die Gondel über die sechshundert Meter Luftweg zu ziehen. Monatslang lag das Flußbett trocken, verwandelt sich aber in einen reißenden Strom, sobald das Hochwasser im Sommer von der Cordillera herabföhrte, die sich wild brüllend an den Felsen brachen.

Tagsüber wurde der Huaro nur zum Transport von Rofrpuder verwendet. Doch wenn die Dämmerung kam, vergnügte sich die unwillige Jugend der Hacienda auf ihm wie auf einer Art russischer Schanikel: derselbe Moment der Vektimmung, wenn die abwärts gegleitene Gondel plötzlich wieder emporstiegt. Gutnützig gab sich der Ingenieur dazu her, den Kindern zuliebe die Hebel in seinem Turm funktionieren zu lassen, weigerte sich aber stets, die Solidarität seines Werks selbst zu erproben.

„Der Apparat ist nur für Zuder bestimmt,“ sagte er. „Erwachsene können den Fluß zu Pferde passieren.“

Aber das ist ein anderes Problem. Auf ängstlich schnaufendem Pferd, von wirbelnden Fluten umgeben, vor sich den schwarzen Chimbador als Begleiter, der auf Klippen und treibende Bäume aufmerksam macht, einen reißenden Fluß zu durchschwimmen, ist nicht jedermanns Sache.

Daher hatte der Ingenieur dem Besitzer der Hacienda, der mit seiner jungen Gattin abends von der Klüte eintraf, um die Flitterwochen auf dem Gute zu verleben, die erprobtesten Pferde bereitgestellt. Es war der Fluß erst langsam im Fluß geritten, doch auf die Senora de Vnares, eine entzückende Dame aus der Hauptstadt, machte der Anblick der quirlenden, brausenden Wasserfläche einen solch graufigen Eindruck, daß sie setzte den Gedanken von sich wies, sie im Sattel zu passieren. Vergeblich redeten ihr die beiden Negeer, die besten Chimbadores weit und breit, zu:

„Keine Angst, Herrin! Wir binden Euch am Sattel fest. Dann brauchen Euer Gnaden nur die Augen zu schließen, um nicht schwindlig zu werden.“

Senora de Vnares, sehr blaß, wandte sich zum Ingenieur und befahl ihm, sie zum Huaro zu führen.

Als die Gondel sich von der Höhe des Turmes aus in Bewegung setzte, grüßte von unten der frohe Zuruf der Peones. Eilig glitt sie am Stahlseil entlang, nicht in behabiger Ruhe wie die Huaros armer Gemeinden, die sich nach dem Schritt der Ochsen richten müssen. Doch in der Mitte des Flusses, zwei Meter über dem Wasser, machte sie unversehens Halt. Der Ingenieur versuchte, sich durch Zeichen zu verständigen: der Motor mußte wohl ausgefakt haben.

Neber das Wasser gebengt lauchten die jungen Gatten interessiert auf das Tosen der Strömung. Die untergehende Sonne übergoß das Firmament mit der leuchtenden Glut, die der Dämmerung in Fern voranzog. Himmel und Wasser stoffen ineinander bildeten ein zweifaches Abendrot, stetig, unbeweglich in der Höhe, tiefer unten gebrochen durch schwimmende Wolken, die sich von der schaumgekrönten Flut lösten. Der Widerschein des lobenden Himmels in dem ohnehin schon roterfärbten Wasser blendete die Augen.

Auf der Wendeltreppe des Huaro sah man den Ingenieur herabsteigen. Unten angekommen, rief er den einen Chimbador und trug ihm auf, so schnell wie möglich vom Gutshaus einen Ersatzteil zu holen. Sofort wendete der Negeer sein Pferd und ritt in das brausende Wasser. Mutig kämpfte das willige Tier gegen die immer stärkere Strömung, denn der Fluß stieg jetzt rapide und spülte schon über die untersten Stufen der Turmtreppe.

Senora de Vnares zitterte allmählich vor Angst und Kälte. Ihr Gatte hüllte sie in seinen Poncho und tröstete sie mit einem etwas nervösen Lächeln über den kleinen Unfall, dem er, im Vertrauen auf die moderne Maschinerie seines Huaro, keine Bedeutung beimah. Hoffentlich kam der Schwarze bald zurück, denn schon brach die Nacht herein. Violette Schatten senkten sich auf den weiten, blühenden Wasserpiegel, dessen flüssiges Gold langsam verging. Der Nachtwind machte sich auf und ließ die Gondel über den jetzt schwarz schimmernden Fluten hin- und herpendeln. Der Fluß heulte, brüllte, tobte mit jeder Minute mehr. Schon konnten die beiden die ermunternden Zurufe des Ingenieurs und ihrer Diener nicht mehr vernehmen. Etwas fiel in die Gondel: eine zu Tode erschöpfte Taube, die von weit her, vielleicht von den Weisfeldern hinter den Bergen kommen mußte, denn noch hing an ihrem Schnabel ein Krümchen Korn. Das leise schauernde Körperchen starb in den Händen der Senora, die in Tränen ausbrach, als wäre das tote Tierchen eine böse Vorbedeutung.

Immer heftiger und unerträglich schwankte die Gondel in den Windstößen, und der Lärm schwoll so stark an, daß die Gatten sich nur schreiend verständigen konnten. Schwarz lag die Nacht auf dem Wasser, von dem sich die Schaumkrone weiß wie Schnee abhob. Eng umschlungen hielten das Paar angsterfüllt nach dem Licht im Turm, von dem die Rettung kommen mußte. Wie lange blieb der Chimbador aus!

Plötzlich rief die Senora de Vnares einer wilden Schrei aus: das eisige Wasser hat ihre Knie erreicht. Das Schwanken der Gondel hörte auf; bewegungslos lag sie schräg in der Strömung. Der Ring, mit dem sie an dem Haken der Laufrolle aufgehängt war, mußte abrutschen, sobald die Gondel von dem

wütenden Anprall noch schräger gestielt wurde. Bei dem Gedanken, so zugrunde gehen zu müssen, sagte beide eine Art Delirium. Vergeblich versuchten sie, sich an dem Felsen festzuhalten; ihre blutenden, gequetschten Hände rutschten ab. Und dann überhäuften sie sich gegenseitig mit verzweifelten, ungerechten Vorwürfen, die der Sturm verwehte, ehe das Ohr des andern sie aufnahm. Wie gegen einen Felsen brandete der Fluß gegen

die Gondel und schlenderte Wolken von Gischt in ihr Gesicht. Da löste der Senor Linares gewaltsam die Hand, mit der sich sein junges Weib an ihm festhielt, kletterte nach oben und sagte das Kabel langsam, Griff für Griff, macht er seinen Weg zum Ufer. Eine Stunde dauerte es, bis er den Turm betrat.

Mitten über dem Fluß, bis zur Brust in dem eisigen Wasser, klammerte sich die junge Frau an die Eisenstäbe der Gondel. Als der

Morgen graute, wagte ein Reger, sich an dem Stahlkabel herabgleiten zu lassen, um die Laufstrolche in Ordnung zu bringen. Da endlich konnte Senora de Linares ans Ufer zurückkehren. Halb von Sinnen ergriff sie die Flucht, um den Mann nicht mehr zu sehen, der sie für das ganze Leben erwählt hatte, dem aber der Mut fehlte, um Mitternacht bei ihr auszuharren, dort über dem tobdringenden Fluß.

### Soppio.

Am Grabenrand,  
Wo einstmal wohl ein Unterstand,  
Blüh; rot und üppiger denn je  
Der Alee . . .

Dort, hinter rostigen Stacheldraht,  
Bergob vor Jahren ein Soldat  
In sommerlicher Sonnenglut  
Sein Blut . . .

Daß hier einst Krieg gewesen ist,  
Bereizt nur zu lesen ist,  
Da auf dem Kreuz, dort auf dem Stein:  
Gedenke mein!

Die Jüge rattern dran vorbei.  
Den Fremden ist es einerlei.  
Man amüsiert sich ungestört,  
Bis wieder einer Krieg erklärt.  
Thea Reimann.

### Wie Karthago heute aussieht.

Von Robert Wiß.

Eigentlich sieht man nicht mehr viel von dieser Kivalin Roms. Und dennoch . . . Die meisten Ueberreste stammen ja von jenem zweiten Karthago, das die Römer auf den Trümmern der alten Phönizierstadt erbauten und das sich in der Zeit der Imperatoren zur drittgrößten Stadt des Weltreiches emporschwang, dank der günstigen Mittelmeerlage und der fruchtbaren Umgebung. Bekanntlich lösten sich dann die Phönizier (Genueser), die Byzantiner und die Araber in der Herrschaft über Stadt und Land ab. Es läßt sich deshalb der Plan der alten Phönizierstadt auch nur in ganz großen Umrissen festlegen. Aber gerade das ist der Reiz für jeden Menschen von einiger Phantasie, diese menschenwimmelnde, einzigartige Großstadt der Phönizier im Geiste wieder aufzuerstehen zu lassen. Welch eine Mahnung der Weltgeschichte bilden diese Trümmer! Das Kriegervolk schlug das Handelsvolk, der Stahl das Gold. Hätte Hannibal auf festeren Grund treten können, hätte er das kriegerische Volk statt seiner heimatlosen Soldaten nach Italien geführt, wöhl einen anderen Lauf hätte die Weltgeschichte wohl genommen?!

Der „Salambö“ kennt, folgt hier gern den Spuren Plauberts, der mit glühendster, farben-schwangerer Einbildungskraft nach den vorhandenen Quellen diese Stadt wieder vor uns aufgebaut hat. Zwei Punkte stehen noch heute fest: die Byrja, der Burghügel, die Akropolis der punischen Metropole, und der alte phönizische Hafen.

Auf diesem Hügel, auf dem sich jetzt die vom Kardinal Lavignerie erbaute Kathedrale erhebt, standen einst die Tempel des Moloch und des Sonnengottes Baal, auf deren Trümmern die Römer dem Aeskulap einen Heiltempel erbauten auf einem sechzigfüßigen Unterbau. Ein Stück Mauer — einige Steine und Inschriften: das ist alles, was übrig blieb. Man braucht kein Marius zu sein, um angesichts dieser Trümmer

die Vergänglichkeit alles Menschentwerkes tief zu empfinden. Gleich geblieben ist nur der herrliche Blick auf die schönegeformten Bergketten, die in weitgeschwungenem Halbkreis die Tunisbucht und den Bahirasee umrahmen. Denn das alte Karthago war auch in seiner Lage einzig. Das Meer im Osten und Süden, zwei Seen im Nord- und Südwesten schlossen es ein. Und nur eine schmale Landzunge mit schmaler Einfahrt trennt den Bahirasee, der eigentlich nur eine zweite, innere Bucht der großen Tunisbucht ist, vom Meere.

Von links grüßt Kap Karthago, um das so oft die Segel- und Ruder-galeeren der Punierstadt schwammen, von ihren Kriegs- und Handelsfahrten heimkehrend; das dem ausfahrenden Hannibal den letzten Gruß zuwinkte, den heimkehrenden Hamilkar begrüßte.

Südlich von der Byrja liegen noch die Reste des phönizischen Kriegs- und Handelshafens. Der innere, kreisrunde soll die Kriegsflotte, der äußere, elliptische die Handelsflotte beherbergt haben. Sicherlich waren im Altertum beide viel größer, natürlich auch mit dem Meer verbunden, während sie jetzt von ihm getrennt sind. Vermutlich — ich weiß wirklich nicht, ob die Herren Gelehrten diese private Ansicht teilen — waren diese Häfen nur so eine Art Vorhafen. Ich denke mir, daß die eigentliche Stammslotte in dem heute Bahirasee getauften, inneren Meerbecken Schutz fand.

Was wir genau wissen, ist: daß zwischen diesen beiden äußeren Häfen die große Stadtmauer hindurchging. Von der Byrja ostwärts umfoste sie die Landzungen und den Kriegshafen, den gewaltige Tore abschlossen. Plaubert schildert diese Tore und die Mauer, außerhalb derer die aufständischen Soldaten lagerten, mit anjaulichster Dichterkraft, und auch die drei engen, großen Straßen, die den beim Hafen gelegenen, menschenwimmelnden Marktplatz mit der nach der Stadtseite offenen Burg verbanden.

In meines Geistes Auge baute ich mir diese Straßen wieder auf, mit ihren fünf- und sechsstöckigen Häusern, den flachen Dächern in den grellen Farben des Morgenlandes leuchtend, wie es die alten Autoren schildern. Ich sah sie belebt von der wimmelnden Schar der in Asiens lange Gewänder gekleideten, mit Geschmeide bedeckten Punier und ihren Frauen und Sklaven, der Händler und Ratrofen aller Länder des Mittelmeeres. Regulus und andere Gesandte Roms sah ich zur Byrja schreiten, Krieg oder Frieden in der Toga tragend. Hamilkar's Gärten (außerhalb der eigentlichen urbs) mit ihren Terrassen, Fischweihern und Springbrunnen, ihren Palmen- und Orangebäumen, suchte ich die Stätte, wo Hannibal zur Welt kam. Ich hörte und sah die aufständischen Soldaten um die Stadt toben, sah dem Moloch blutige Kinderopfer bringen und die Priesterinnen der Tanis, der Liebesgöttin, um das Ideal tanzen — dazwischen die holde Salambö, des großen Hannibal Schwester, mit den Mandelangen und zarten, goldberingten Fesseln. Und zuletzt den großen, den letzten Kampf! Stürzt da nicht Scipio Africanus mit seinen Legionen die enge Straße hinan, in der jedes der burgartigen Häuser zu einer Festung wird, von der selbst die Weiber,

diese üppigen Asiatenfrauen, in Verzweiflung und höchster Not Steine und Feuerbrände hinunterwälzen und sich zuletzt, in die Tiefe springend, den Tod geben? Tröhnen nicht die ehernen Trommeten und — ?!

Nein — nur der eintönige Gesang eines arabischen Hirten, der seine Herde weidet, und das ferne Rattern und Brausen der „Elektrischen“, die von Tunis nach Goletta (Station Karthago) führt.

Chidher, du ewig Junger — ich frage dich: „Was wird sein, kommst du nach abermals fünf-hundert Jahren desselbigen Weges gefahren?“

### Sturm im Wasserglas.

Da war plötzlich ein neuer Subentopf. Die Nachbarschaft stellte es mit Staunen fest. Wenn es ein junges Mädchen gewesen wäre, hätte man vielleicht gar keine Notiz davon genommen. So aber war es eine Frau, eine verheiratete Frau sogar. Sie hatte drei Kinder, war schon über dreißig Jahre alt und hatte immer als tüchtige und züchtige Hausfrau gegolten. Und noch dazu das schöne Haar . . .

Es war aber noch aus anderen Gründen ein ganz besonderer Fall. Der Ehemann hatte es nicht gewollt: und schärfste Maßnahmen angedroht! erzählten sich die Nachbarinnen. Und während er einige Tage auswärts war, ging sie hin und ließ sich den Zopf abschneiden. So etwas war allerhand.

Die Nachbarschaft spaltete sich in zwei Lager. „Sie liebt ihren Mann nicht; sonst hätte sie sich ihr Haar nicht abschneiden lassen“, sagten die einen.

„Wenn er sie wirklich lieb hätte, würde er ihr jeden Wunsch erfüllen, also auch diesen“, sagten die anderen.

Die Ehe würde nun zerstört sein, das stand fest. Er würde sie hinauswerfen, hatte er gesagt. Er hat sogar das Recht, sich scheiden zu lassen, sagten ganz Kluge.

Man war gespannt, wie die Sache enden würde.

Am anderen Tage sah man den Zurückgekehrten mit seiner bebuckeltesten Gattin in schönster Harmonie spazieren gehen. Nichts war geschehen.

„So sind die Männer“, sagten die einen, „sie sind an die Ordnung gewöhnt; und an das gute Essen.“

Die anderen aber lächelten verständnisvoll.

G. G.

### Die Götter lachen.

Von Frank Crane (New York).

Die Götter lachen. Gewisse Dinge auf unserer Erde sind auch darnach.

Vor einiger Zeit erzählte mir Johnny Carroll, der Manager des Amerikanischen Erziehungspavillons in Kizza, von einem Abend, den er in einem der vielen luxuriösen Restaurants dort verbrachte, daß ein gewisser russischer Großfürst die Rechnung für sein Abendessen und die dazu gehörigen Weine mit rund fünf-hundert Dollars bezahlte.

Hier war ein Mann, der in seinem Leben wahrscheinlich niemals etwas getan hat, um dieser lahmen Welt weiterzuhelfen, und der nun für das Vergnügen einer Nacht ein halbes Tausend Dollars hinlegte.

Am nächsten Tag las ich in einer Pariser Zeitung, daß Monsieur Fabre im Alter von 84 Jahren Hungers gestorben sei.

Und wer Monsieur Fabre? Er war der große Kenner und Schilderer des Lebens der Insekten.

Viktor Hugo nannte ihn den „Homer der Insekten“

Charles Darwin zählte ihn zu den größten Auserwählten der Welt.

Frederic Mistral, der provenzalische Dichter, der den Nobelpreis erhielt, erklärte Fabre als einen ebenso großen Poeten als Gelehrten.

Es war das Werk Fabre's, das Maeterlinds „Leben der Bienen“ und Kostands „Chautecler“ ermöglichte.

Alt, allein, von einer Krankenschwester gepflegt, die Pfeife mit dem einzigen Finger füllend, der nicht lahmt geworden war, zog er dem Tod entgegen, hungrig, von der Welt vergessen.

Und wenn der russische Edelmann sein 500 Dollars-Abendessen in Rizza beendet hat, fährt er nach Paris zu einem 1000-Dollars-Abendessen.

## Wie man Mähnenlöwen erlegt.

Von Rudolf de Haas.

Im Verlage Hesse & Becker in Leipzig erscheint demnächst ein fesselndes Buch über Ostafrika, das den Titel „Die Reuterer“ führt. Der Verfasser, Rudolf de Haas, schildert darin aus eigener Erfahrung die Abenteuer, die einige deutsche Reiter während des Weltkrieges in Afrika erlebten. Den nachfolgenden Abschnitt geben wir mit freundlicher Erlaubnis des Verlages wieder.

Gegen Mitternacht war wieder Alarm. Zu wilder Panik hatten die Döhlen den Dornenkral durchbrochen, wie in der Nacht zuvor, und das Weiße gesucht. Wieder war der Löwe erschienen, um seinen Tribut zu heischen.

Keiner der Weißen hatte sich vom Lager erhoben; die Fruchtslosigkeit jedes Versuchs, in der Finsternis etwas auszurichten, war von vornherein allen klar. Als der Morgen graute, fanden Askari, die die Spur des Raubtiers aufnahmen, ganz in der Nähe des Krals einen Döhlen, der von dem frechen Einbrecher aus der Umzäunung geschleppt und zur Hälfte aufgefressen worden war.

Das ganze Lager verwunderte sich über die Dreistigkeit des Räubers. Die Nähe der Menschen löste ihm augenscheinlich keine Furcht mehr ein.

„Warte nur, Bursche!“ sprach Strecker, der einen Einsfall hatte, „dir wollen wir bald genug das Handwerk legen!“

Wie jedermann, wußte auch der kleine Schwabe, daß Löwen, die ein Stück Wild gerissen haben, mit Vorliebe in der folgenden Nacht zu dem Riß zurückkehren. Darauf baute er seinen Plan.

Sofort machte er sich ans Werk. Um den Riß herum errichtete er einen Dornverhaun, den auch das mächtigste Raubtier so leicht nicht überspringen konnte. Nur an einer Stelle ließ er einen bequemen Eingang frei.

Rechts vom Eingang baute er in Brusthöhe des Löwen ein altes Ner-Gewehr auf, das er zuvor geladen hatte. Die Waffe war in geschickter Weise in den Büschen verborgen und ließ nur die Mündung frei. Links vom Eingang stand ein kleines, aber starkes Stämmchen. Von diesem Stämmchen aus spannte er eine starke Schnur quer über den offenen Eingang bis zum Gewehr, zog sie straff und verband sie dann durch eine Hebelvorrichtung mit dem Abzug. Jedes lebendige Wesen, das ahnungslos durch den Eingang auf den Riß zuging, drängte die Schnur zurück und brachte auf diese Weise die Waffe zur Entladung.

Die Lagerbewohner waren rechtzeitig vor dem Vetreten der Stelle gewarnt worden. Mit der größten Ungeduld erwartete der Bizfeldwebel den Untergang der Sonne und lag dann in atemloser Spannung in seiner Hütte auf der

Lauer. Mit ihm zugleich sahen alle Weißen und Schwarzen höchlichst interessiert den kommenden Dingen entgegen.

Sie kamen schneller, als man gedacht hatte. Gegen halb elf Uhr ertönte ein Schuß. Am liebsten wäre der Jäger sofort aufgesprungen und nach der Falle hingestürzt, um das Ergebnis seiner Künste festzustellen. Das halbe Lager hätte sich ihm mit Vergnügen angegeschlossen.

Aber die Vernunft siegte, bei ihm wie bei allen andern. In der stöckdunklen Nacht wäre jede Annäherung an die Falle eine Vermessung gewesen, die unter Umständen Selbstmord bedeutete. Niemand konnte sagen, ob der Löwe nicht trotz schwerer Verletzung noch Kräfte genug besaß, sich an seinem Feinde zu rächen. Man kannte Fälle genug, in denen das krankgeschossene Raubtier sich auf den Gegner gestürzt und ihm für alle Zeiten die Lust zu solchen Streichen benommen hatte.

Der Bizfeldwebel fand in dieser Nacht keinen Schlaf mehr. Er hatte noch nie einen Löwen geschossen und brannte nun darauf, die herrliche Trophäe in Augenschein zu nehmen. Träge reichten sich die Minuten aneinander und wollten sich nicht zu Stunden auswachsen. Die Stunden schleppten sich wie Schnecken durch den Kreislauf der Zeit und krochen mit einer Langsamkeit dahin, die eine Marter bedeutete. Die Nacht wollte und wollte nicht weichen.

Als der erste graue Streifen über dem Walde aufdämmerte, schlich Strecker am Kral vorbei, dem Baume zu, an dem er die Falle aufgestellt hatte. In dem Halbdunkel jenseits der Lichtung, auf der die Döhlen nach mühseliger Verfolgung glücklich wieder untergebracht worden waren, mußte er sich erst einmal nach der Stirne greifen; fast hätte er den Stamm nicht wiedererkannt, vor dem der Riß lag.

Einen Augenblick zögerte er, sich weiter vorzuwagen; die nächste Minute konnte unter Umständen verhängnisvoll werden. Als er sich umsah, weil er ein Geräusch gehört zu haben glaubte, erblickte er zwei Askari, die sich rasch näherten; augenscheinlich hatten auch sie ihre Neugierde nicht länger bezähmen können. Vor den beiden Schwarzen hätte jedes Zaudern einen fatalen Eindruck gemacht. In schneller Entschlossenheit schritt er weiter, auf jede Möglichkeit gefaßt, bleich, behutjam, aber durchaus Herr seiner selbst.

Die Lage wurde durch das Gelände kompliziert. Der Wald war an dieser Stelle außerordentlich stark mit Unterholz bewachsen und gestattete gar keine Ueberflucht. So war es ganz natürlich, daß der kleine Schwabe, wie beherzt er auch sonst war, den Puls denn doch etwas schneller schlagen fühlte, als er dem verhängnisvollen Baume nähergekommen war.

So, jetzt war er an Ort und Stelle. Nur um das nächste Gesträuch brauchte er zu spähen,

dann wußte er, woran er war. Kein argwohn-erweckendes Geräusch ließ sich hören. Der Löwe war tot, maujetot, oder aber mit leichtem Streifschuß entkommen. Vielleicht hatte er sich auch mit seiner letzten Kraft weiter in den Wald hineingeschleppt, wenn er ernstlich getroffen war. In diesem Fall mußte ein ganzes Aufgebot von Schwarzen auf die Spur gesetzt werden, wollte man seiner habhaft werden.

Blitzschnell waren ihm alle diese Gedanken durch den Kopf geschossen. Der quälenden Ungewißheit mußte er auf der Stelle ein Ende machen. Mit gespanntem Hahn trat er einen Schritt weiter und spähte um die Ecke.

„Hurra!“ wollte er eben ausrufen, als ihm der Laut in der Kehle stecken blieb. Ein dunkler Körper lag unmittelbar am Eingang zum Riß, starr und leblos, aber es war kein Löwe. Die Freude schwand aus den Zügen des Jägers und machte einer tiefen Enttäuschung Platz.

„Fifi!“ murmelte er. „Wie schade! Nur eine Fifi! Und ich hatte mich so auf den Löwen gefreut!“

Ja, es war nur eine Fifi, eine Hyäne, eine der ganz gewöhnlichen gefledten Hyänen! Das erkannten auf der Stelle auch die beiden Askari, die mittlerweile herangekommen waren.

Mit der trocknen gebotenen Vorsicht gingen alle drei hin. Die Hyäne hatte ein Gebiß, das mit dem des Löwen an Stärke weitesterte. In Afrika war man an Ueberraschungen gewöhnt.

„Amekwisha kufa zamani!“ sagte einer der Askari. „Alles Leben ist längst aus ihr entflohen!“

Er hatte recht; der Augenschein war diesmal nicht trügerisch gewesen.

Man mußte es dem Schwaben lassen, er besaß eine bewundernswerte Ausdauer. Kein Mißerfolg lähmte je seine Energie.

Als der Abend kam, war die Hyäne abgeschleppt, um irgendwo draußen im Busch ihren Stammesgenossen zum grausen Mahl zu dienen. Die Selbstschußvorrichtung hatte man wieder in Betrieb gesetzt.

Gegen neun Uhr abends krachte ein Schuß, und wieder verbrachte der Bizfeldwebel eine Nacht, die nicht enden wollte. Alle anderen Weißen schliefen sofort wieder ein. Keiner bezweifelte, daß eine weitere Fifi ihre Nasgeier mit dem Leben bezahlt hatte; auch Strecker selbst befürchtete es.

Sobald der Morgen anbrach, schlich er behutjam wie am Tage zuvor zu der Stelle, an der die Ueberreste des Döhlen lagen. Keiner der Reiter hielt es der Mühe für wert, ihn zu begleiten. Jeder nahm an, der Löwe, der schon die vorletzte Nacht nicht gekommen war, habe längst auf den Riß verzichtet und anderswo Ersatz gefunden. Nur eine Hyäne konnte den Ort betreten, der durch den Schweißgeruch einer verendeten Hyäne verpestet war.

Strecker hatte sich diesmal die Vertiklichkeit bei Tage genau eingeprägt und einen Punkt auffindig gemacht, von dem er sofort einen umfassenden Ueberblick gewann. In wenigen Minuten war er angelangt. Diese Stille herrschte ringsum. Es war genau wie tags zuvor.

Vorsichtig spähte er hin. Der Platz war leer. Im nächsten Moment trat er in die Lichtung hinaus und schritt auf die verhängnisvolle Stelle zu. Die Schnur war zerrissen, das Gewehr abgeschossen, eine Schweißspur nicht zu sehen.

Erstaunt wandte er sich um und stieß im gleichen Augenblick einen hellen Jubelschrei aus. Ach! Schritt vor ihm lag ein prächtiger Mähnenlöwe in einer Zente und rührte sich nicht mehr. Allem Anschein nach hatte er den tödlichen Schuß mit einem mächtigen Luftsprung quittiert, sich überschlagen und, ohne den Boden noch einmal zu berühren, den Sturz in die Mulde getan.

### Was mancher nicht weiß.

**Dreierlei Wasser in einem See.** Zu den seltsamsten Gewässern der Erde gehört der nördlich von Bergen gelegene Mo-Hjord. Seine Eigenart besteht darin, daß er nicht nur Süßwasser, sondern gleichzeitig auch Salzwasser und schwefelwasserstoffhaltiges Wasser enthält. Das Süßwasser wird ihm durch einen Bach vom Dorfe Mo aus zugeführt, während das Salzwasser durch Ebbe und Flut aus dem Meere in den See eindringt. Die oberste Schicht des Sees bildet das Süßwasser, das ausschließlich von Süßwasserfischen bewohnt wird; unter der Süßwasser-schicht liegt dann das schwerere Salzwasser, das wiederum seine eigenen Lebewesen enthält. Gelangen jedoch Süß- und Salzwasserfische in die Grenzzone, so sterben sie ab und sinken zu Boden und daher kommt es, daß sich in der unterst liegenden Schicht zahlreiche verwehende Tierkörper ansammeln, was indes zur Folge hat, daß sich hier Schwefelwasserstoff bildet.

**Die Großstädte der Vereinigten Staaten von Amerika** wachsen mit rasanter Geschwindigkeit in die Höhe, und alle paar Monate ergeben die Zählungen neue Ueberrassungen. So hat New York schon die sechste Million überschritten, hat damit aber die Größe Londons, das mit Vororten 7,47 Millionen besitzt, noch nicht erreicht. In zweiter Stelle steht Chicago, das 3,1 Millionen zählt und auf der Welt hinter London, New York, Berlin, Paris den fünften Platz einnimmt. Da die Staaten in Philadelphia (2,1) und Detroit (1,3) Millionen noch zwei Millionenstädte besitzen, verfügen sie über die meisten der Welt, denn selbst China kann nur drei aufweisen: Schanghai, Hankau und Peking.

**Oberwiesenthal**, das reizende Bergstädtchen im Sächsischen Erzgebirge, ist die höchste Stadt Mitteleuropas. Es liegt 924 Meter hoch an den Abhängen des Fichtelberges. Als Winterportplatz hat es eine besondere Bedeutung.

**Die Fahrzeit durch den Suezkanal** (zwischen Mitteländischen und Rotem Meer) beträgt durchschnittlich 16 Stunden und 54 Minuten.

### Gedanken-Splitter.

Ein angewöhnter Fehler gleicht einer Fliege. Du jagst sie hundertmal in Zwischenräumen hinweg, und dennoch kehrt sie immer wieder und plagt dich immer ärger.

Schefer.

Die Glut des Durstes schließt kein Trank, noch Zauberwort, je mehr man sie begieret, je toller brennt sie fort.

Inschrift im Berliner Ratskeller.

### Merke!

**Wie groß ist eine Windhoje?** Während Windhojen in Amerika häufiger auftreten und in den gefährdeten Tornados große Verwüstungen anrichten, sind sie bei uns eine sehr seltene Erscheinung, und da kaum je ein geübter Beobachter zugegen ist, bleibt man bei der Schätzung auf sehr schwankende Angaben angewiesen. Die genaue Messung einer Windhoje ist daher von besonderem Wert; sie wurde, wie Prof. Kahner in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ mitteilt, von dem Aeronautischen Observatorium Lindenbergl bei Beeskow vorgenommen. Die Windhoje, die mit einem Entfernungsmeßer genau vermessen wurde, befand sich in 2000 Meter Entfernung. Ihre Schlauchmitte war in 750 Meter Höhe 50 Meter did. Der Schlauch war etwa 200 Meter lang, reichte also nicht bis zur

Erde herab, wie das bei diesen Erscheinungen die Regel ist. Bisweilen freilich ranzt das untere Ende lebhaft auf und ab und wirbelt, wenn es dem Erdboden nahekommt, Sand, Blätter, Papier usw. rasch in die Höhe. Die Umdrehung betrug gegen Ende eine Viertelminute; nach einer Viertelstunde war die Windhoje verschwunden.

**Gas aus Schmutz.** S. T. K. In den Großstädten beträgt der tägliche Trink- und Nutzwasserverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung etwa 100 bis 150 Liter. Die Beseitigung dieser Wassermengen durch die Kanalisationsanlagen, wozu noch gelegentlich große Regenmengen kommen, erfordert umfangreiche technische Anlagen. Niedrige Pumpenaggregate befördern die Abwässer der Städte auf Kleinfelder. Dort erfolgt eine saulige Zersetzung der abgetrennten Schlamm-massen, die das Abwasser mit sich führt. Dabei entsteht ein hochwertiges Brenngas, das Methan (Zurupfgas). In Paris veründie man erstmals mit Erfolg, dieses Gas abzuleiten und zum Antrieb von Kraftmaschinen zu verwenden. In Berlin Waghmannsdorf ist eine solche Anlage im Bau, die aus einer Tagesmenge von 100.000 Kubikmeter Abwasser täglich 6000 Kubikmeter Methan gewinnen soll.

**Kann man in den Weltraum fahren?** Diese Frage beschäftigt heute die Menschen merkwürdig viel. Was sagt die Wissenschaft dazu? — Die sogenannten Sachverständigen hüllen sich in vorsichtiges Schweigen, weil die Geschichte der letzten Jahrzehnte gezeigt hat, daß sie sich zu oft blamiert haben. Man denke an das Flugproblem, an Lilienthal und Herrn Prof. v. Helmholtz, dem königlich preussischen Staatsgenie, der das Fliegen für unmöglich erklärt hatte. Nur grundfänglich physikalische Erwägungen dürfen herangezogen werden. Mann irgend etwas sich von der Erde entfernen, entgegen der Schwerkraft in den Weltraum hinaussteuern? Antwort: Dazu braucht es nur eine gewisse Geschwindigkeit, die mehr als zehn Kilometer-Sekunden im Anfang betragen muß, vielleicht im Sinne von Valier (München) das Aufeinander-folgen von mehreren Stufen. Zuerst ein Geschöß, das nach oben zielt, dann eine daraus empor-schießende Rakete, die viel leichter als das Geschöß sein muß und die mitgeführte chemische Energie in Bewegung umsetzt. Steigt das Geschöß 20 Kilometer hoch, so hat die Rakete, die aus ihm losgeht, noch acht Kilometer-Sekunden Anfangsgeschwindigkeit notwendig, dazu kommt noch ein unbekannter aber nicht sehr großer Betrag für die Ueberwindung der Reibung. Ob aber Menschen dabei mitfahren können, ist mangels Erfahrung ganz unbestimmt.

### Weiteres.

**Druckfehler.** ... Im Sitzungssaale des Reichstages herrschte eine solche Schwüle, daß mehrere Abgeordnete die Gefinnung verloren... („Der wahre Jakob.“)

**Das moderne Ornament.** „Berzeigung, gnädige Frau“, jagte die Wäscherin, „alle Flecke haben sich aus der Seide nich; herauswaschen lassen.“ — Die Gnädige bekam Schreikrämpfe. „Flecke? — Aber, das waren doch handgemalte Modenmuster.“ („Der wahre Jakob.“)

**Amerikanischer Humor.** Lehrer: „Von den beiden Enden dieser 1000 Meilen langen Landstraße fahren gleichzeitig zwei Automobilisten mit 120 Kilometer Stundengeschwindigkeit ab. Wo treffen sie sich?“ — Schüler: „Im Krankenhaus!“

**Kompliment.** Von dem Dichter S. L. erzählt man sich eine nette Geschichte. S. L. war in einer Gesellschaft eingeladen. Neben ihm kam ein spätes Mädchen zu Stuhle. — „Welche Ehre“, him-melte es ihn an, „ich habe gestern abend Ihren

neuen Roman gelesen und nicht eher aufgehört, als bis ich darüber einschliefe!“ (Lachen links.)

**Der Helfer.** „Einsteigen, schnell einsteigen, mein Fräulein, gleich fährt der Zug ab.“ — „Aber, Herr Schaffner, ich muß erst noch meiner Schwester einen Kuß geben.“ — „Einsteigen, schnell einsteigen, mein schönes Fräulein, ich werde Ihnen das abnehmen.“

**Das Opfer.** „Warum läßt sich denn Georg nie seinen häßlichen langen Bart scheren?“ fragt Willie. — „Er muß doch auf seine Erbante Rücksicht nehmen“, belehrt ihn Tilly. — „Wie-so?“ — „Na, sie strickt ihm doch zu jedem Geburtag einen Schlops, und den muß er immer tragen.“

**Vorsichtig.** „Ich wollte doch sehen, was Bill um würde“, erzählt Koffie ihrer Freundin. „Deshalb gab ich ihm einen Kuß, als er zuerst um mich anhielt.“ „Aber, er hätte doch dann weglaufen können?“ fragt die andere bedenklich. „Ausgeschloffen“, erwidert Koffie. „Ich hatte die Tür zugeschlossen.“

**Falsch verstanden.** Alte Jungfer (zum nach badenden Jungen): „Ja, ist es denn nicht ge-jehtwidrig, ohne Badeanzug zu baden?“ — Johnny: „Das schadet nichts — mein Vater ist ja Schutzmann. Ziehen Sie sich ruhig aus.“

**Auf der Alm da gibst la Sünd.** Einer meiner Schüler behandelt das Aufsatzthema „Auf der Alm“ wie folgt: Im Gebirge gibt es viele grüne Wäsen man heißt sie Alm oder matte darauf haugt der Sehner und die Sehnerin, sie beschäf-tigen sich Tag und nacht mit einander hie und da lomt auch ein Wiltichig dazwischen. Meistens weis man nicht wer's ist aber sie haben Schellen und dahran kent man sie. Auf der Alm ist es sehr schön. Abend zittert die Sehnerin und singt auf der Alm do giebst lo Zend. Wenn dann der Herbst lomt wird abgetrieben. Sie freuen sich schon auf das frühjahr, da es wider losgeht.

### Rätsel-Ede.

Magisches Dreieck.

a	ch	ch	e	e	e	e
e	e	e	e	g	i	
i	k	l	m	m		
n	n	r	r			
r	r	s				
s	s					
s						

Die Buchstaben dieses Dreiecks sind so zu ordnen, daß die einander entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautende Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1. Bewohner des Balkans, 2. alt-ägyptischer König, 3. Züchter, 4. Hausier, 5. Fluß in Frankreich, 6. Note, 7. Buchstabe.

Abstrichrätsel.

Freiherr, Mai, Toni, Ständer, Eid, Haare, Ton, Hortensie, Kröte, Rehe, Jade, Delos, Weser, Kap, Spund, Wal, Sport, Michel, Düren, Kant, Derby, Haben, Eisen, Kal, Kirmes, Mull, Faß, Gebaren. In diesen Wörtern sind je zwei aufeinanderfolgende Buchstaben zu streichen. Die Rumpfworte oder übrigbleibende Einzelbuchstaben, nacheinander gelesen, ergeben ein beachtenswertes Wort.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silberrätsel: 1. Dittling, 2. Ewigkeit, 3. Zumi, 4. Mauerstein, 5. Gros, 6. Narzisse, 7. Solanti, 8. Christian, 9. Eric, 10. Natrum, 11. Granat, 12. Liban, 13. Andersen, 14. Uranus, 15. Vasi, 16. Enrich, 17. Prosa, 18. Abergang, 19. Achilles — Des Menschen Glaube prägt in seinem Tun sich aus.